

Zum Geburtstag einen stickigen Bettkasten, bitte

Aus dem Fach Weir Erotica: «The Duke of Burgundy» am Festival Pink Apple erzählt stilvoll von SM-Liebe.

Christoph Schneider

Der «Duke of Burgundy», auch Hamearis lucina oder Schlüsselblumen-Wülfalter, ist ein Schmetterling, den manche Entomologen einer eigenen Familie zuordnen, andere nur der Unterfamilie der sogenannten Bläulinge. Das Tier, von dessen bräunlicher Grundfarbe etwas zurückhaltend Elegantes und Züchtiges ausgeht, ernährt sich von den Blättern der Echten Schlüsselblume, einer Pflanze, von der erzählt wird, sie mache fruchtbar und helfe beim Aufspüren verborgener Schätze.

Und weil «The Duke of Burgundy», der dritte Spielfilm des britischen Regisseurs Peter Strickland («Berberian Sound Studio»), unter Schmetterlingsforscherinnen spielt, die Geheimnisse haben, wird man verlockt, vor sich hin zu assoziieren: dass sich womöglich die entomologischen, psychologischen und filmästhetischen Zusammenhänge von seinem Titel her deuten liessen, bei diesem äusserst seltsamen Liebesfilm (das Englische kennt da viel schönere Wörter für solcherart Absonderlichkeit: «peculiar», «weird» oder «kinky»).

Das Spiel vom Quälen

Denn das alles stellt sich heraus als die Geschichte einer Liebe zweier Frauen, hermetisch eingesponnen in einer männerlosen Kunstwirklichkeit, wo sich strenge, schöne Wesen gegenseitig schmetterlingskundliche Vorträge halten. Leben und Lieben entfalten sich nur in den Ritualen einer sadomasochistischen Beziehung, sozusagen falterhaft. Nichts ist da als jene in bräunliche, schmal geschnittene Deuxpièces einkorsettierten Frauenverpuppungen und diese zwei Liebenden, Evelyn (Chiara d'Anna) und Cynthia (Sidse Babett Knudsen aus «Borgen»), die sich dann nach einem Drehbuch der sexuellen Fantasie bizarr entpuppen.

Und man könnte nun vom Filmtitel auch auf die wie beim Wülfalter nicht recht entschiedene Frage der Zuordnung kommen: ob «The Duke of Burgundy» - in seinem zeitlosen Look einer bourgeoisen Dekadenz, in der Atmosphäre eines ortlosen Irgendwo und Überall - ein Film von dekadenter Originalität sei. Oder ob er doch nur zur Unterfamilie des surrealistischen Epigontums gehöre - als Resultat vielfacher Kreuzungen, unter anderem von Luis Buñuels «Belle de jour» oder «Viridiana» mit Rainer Werner Fassbinders «Die bitteren Tränen der Petra von Kant». Aus einer Raupe von Filmzitatoren wäre dann dieser «Duke of Burgundy» geschlüpft.



Schmetterlingsforscherinnen mit Geheimnissen: Cynthia (Sidse Babett Knudsen, hinten) und Evelyn (Chiara d'Anna). Foto: PD

Jetzt sollte man es allerdings mit der Ausdeutung eines Schmetterlings nicht übertreiben. Er war vielleicht gar nicht als Metapher gedacht, sondern nur als Hinweis auf die entrückte Nische, in der Stricklands Drama spielt. Und es ist ja auch einmal Zeit, unmetaphorisch zu sagen, was für ein Film das ist. Es ist einer, der auf höchst erlesene Art ein Spiel von Demütigung und lustvoller Demut ausgestaltet, ein Spiel vom Quälen nach Regeln und auch ein Umkehrspiel zwischen Herrin und Magd, also Cynthia und Evelyn. Wobei der ständig zur sadistischen Perfektion gezwungene Sadismus mehr zu leiden hat als der tyrannische Strafe fordernde Masochismus.

Ton- und Dialogpornografie

Im Grunde erzählt Strickland auf der Ebene der Perversion von der Normalität des Lebens: vom ständig bedrohten Gleichgewicht der Liebesbedürfnisse und ihrer Erfüllung; von der Gefahr der Routine; von der Verspiesserung in der Wiederholung. Was die im Irrgarten des Begehrens angewandten Praktiken betrifft, ist er ein Meister der Andeutung.

Seine Lüste kommen ohne Nacktheit aus. Allerdings: nicht ohne spekulative Ton- und Dialogpornografie. Selten hat man so deutlich zu sehen geglaubt, was man nicht sieht, zum Beispiel, wie eine Frau eine andere als Urinal benützt. Es ist schwergefallen, das noch zur erotischen Poesie zu rechnen.

Aber wir wollen gerade in dieser Angelegenheit nicht altjüngferlich werden. Konsequent ist es schon und berührend melodramatisch in seiner Konsequenz. Und am Ende haben wir vielleicht auch eine hinterlistige Komödie gesehen. Das gehört nämlich auch zur Grundsonderbarkeit von «The Duke of Burgundy»: die kuriose Komik einer erotischen Fiktion, in der sich Sklavinnen wie selbstverständlich stickige Bettkästen zum Geburtstag wünschen (die lokale SM-Schreinerin ihres Vertrauens liefert binnen acht Wochen). Und in der eine unkontrollierbare Stechmücke den Genuss einer geordneten Qual stört.

Am 29. April, um 18.30 Uhr,
und am 3. Mai, um 18.45 Uhr,
im Zürcher Kino Arthouse Movie.

19. Pink Apple Mit Ehrengast Léa Pool

Selbst in einer Zeit von unübersichtlicher sexueller Identität nennt sich das Pink Apple weiterhin und schon fast altmodisch das «schwulesbische Filmfestival». Es beginnt heute Abend mit dem Drama «Viva» über Dragqueens in Kuba. Danach werden so manche Entdeckungen aus dem Filmjahr und aus den Programmen der «normalen» Weltfestivals geboten: die luftige lesbische Romanze «La belle saison» etwa, aber auch «Desde allá» aus Venezuela, das mit dem Goldenen Löwen von Venedig ausgezeichnete Drama über die schroffe Annäherung zweier ungleicher Männer (in der Schweiz läuft es, leicht werbewirksamer, unter dem Titel «Los amantes de Caracas»). Als Ehrengast gibt die schweizerisch-kanadische Regisseurin Léa Pool am 30. April eine Masterclass, das Filmpodium zeigt derzeit eine Retrospektive. Auch dem frühen Crossdresser Shakespeare wird gehuldigt, genauso wie der 2015 verstorbenen Regisseurin Chantal Akerman. (blu)

www.pinkapple.ch

Musik direkt aus der Hölle

Am Montag dirigierte der zurzeit hoch gehandelte Yannick Nézet-Séguin in der Tonhalle. Noch mehr bejubelt wurde aber Sol Gabetta.

Susanne Kübler

Wenn ein niederländisches Orchester mit seinem kanadischen Chefdirigenten und einer in der Schweiz lebenden argentinischen Cellistin ein rein russisches Programm präsentiert, dann könnte das eine ziemlich ortlose Angelegenheit werden. Nicht so beim Migros-Classics-Konzert mit dem Philharmonischen Orchester Rotterdam unter dem 41-jährigen Yannick Nézet-Séguin: Da landet man schon zu Beginn, in Tschairowskys «Francesca da Rimini», direkt in der Hölle, um die es in diesem von Dante inspirierten Stück geht.

Ohrenbetäubend laut ist es hier (wobei eine Rolle spielen dürfte, dass die Rotterdamer zu Hause einen deutlich grösseren Saal bespielen). Nur das traurige Klarinettensolo stoppt die Höllenwinde, die hier selbst jene Instrumente zum Heulen und Sausen bringen, die eigentlich kein Glissando können. Alles

ist aus der Geste heraus gedacht, aus der Bewegung, und wirkt dadurch unheimlich dynamisch.

Dynamisch verläuft auch die Karriere des Yannick Nézet-Séguin: Die Rotterdamer machten ihn 2008 nach nur zwei Gastkonzerten zu ihrem Chef, seither ist er auch beim Philadelphia Orchestra eingestiegen - und wird nun als möglicher Nachfolger von James Levine an der New Yorker Met gehandelt. In Schostakowitschs Cellokonzert Nr. 2 ging es ihm allerdings nicht um Glanz und Gloria, sondern um jene gedrückte Atmosphäre, die auch die Solistin Sol Gabetta prägt. Sie spielt ruhiger als früher, aber mit derselben Energie, und hält einen in diesem nach allen Seiten wuchernden Werk fast hypnotisch im Bann. Kraftvoll und zärtlich ist ihr Ton, sie ist im Lärm so präsent wie im Zwiegespräch - bis zum ebenso seltsamen wie eindrücklichen, von Schlagzeug-Geklöppel begleiteten Endlos-Schlussklang.

Prokofjews Sinfonie Nr. 7 wirkt danach fast süffig im tänzerischen Schwung, in den sie Nézet-Séguin versetzt. Die Hölle hat man unter sich gelassen, diese Musik strebt gegen alle Widerstände und die nervös grummelnden Celli nach Glück. Nicht mehr ganz so laut, aber ebenso intensiv.

Einer, der immer da war

Er hatte sogar in der Rolle des Widerlings etwas Feines: Der Schauspieler Rudolf Wessely ist 91-jährig gestorben.

Christoph Schneider

Nicht dass der Schauspieler Rudolf Wessely, geboren 1925, einem immer vor Augen gewesen wäre als charismatische Präsenz. Aber er war immer da, und wenn man ihn sah, im Fernsehen oft, im Kino auch - kleine Rollen waren es manchmal nur, wie in Xavier Kollers Tucholsky-Film «Gripsholm» (2000) -, dann charmierte er einen mit seinem singenden, leicht knarrenden und näselnden Wienerisch. Etwas Ironisches ging von ihm aus und etwas Feines, selbst wenn er einen ekelhaften Widerling spielte wie den Dirigenten Wellauer, dem man seinen Tod wirklich gönnte in der Donna-Leon-Verfilmung «Venezianisches Finale» (2003).

Rudolf Wessely konnte auch im Widerlichen das Verletzliche einer Figur zeigen - die Bösartigkeit als Qual, sozusagen. Besonders eindrücklich gelang ihm dies in der Verkörperung jenes

mächtig schimpfenden und doch nach Liebe gierenden «Weltverbessers» in Thomas Bernhards gleichnamigem Theaterstück. Shakespeares Narren waren ihm am nächsten, und Lessings Nathan gab er nicht nur gütige Weisheit, sondern auch aktive Hinterlist.

Wesselys Karriere begann nach dem Zweiten Weltkrieg in Wien und führte ihn zu manch respektabler Theateradresse. Auch das Zürcher Schauspielhaus war darunter und, früher noch, Bern: Drei Jahre lang leitete er in den 60er-Jahren das dortige Atelier-Theater. 1972 fand er künstlerische Heimat in seiner Geburtsstadt, am Wiener Burgtheater (das war damals auch das Haus der grossen Paula Wessely; eine Verwandtschaft bestand allerdings nicht, vielleicht hat die Namensgleichheit ihn manchmal sogar belastet).

Ab 1987 waren es dann die Münchner Kammerspiele, und 2001 folgte er «seinem» Intendanten Dieter Dorn ans Bayerische Staatsschauspiel. Dort nahm er, zusammen mit dem Dorn-Ensemble, seinen Abschied im Jahr 2011. Zum Adieu, liest man, habe er ein altes Wienerlied gesungen: «Wenn der Herrgott net will, nutzt es gar nix.» Am Montag ist Rudolf Wessely mit 91 Jahren in München gestorben.

Leser fragen

Lupenreine Demokraten

Über meinen Bruder stiess ich zu einer Stammtischrunde, wo ich kürzlich mit einem 84-jährigen ehemaligen Metzgermeister-Unternehmer diskutierte. Für ihn ist Putins Politik vorbildlich und demokratisch, während die westliche Presse lügt. Ich sagte ihm und den übrigen Stammtischlern, dass ich in einer Runde, die solche Ansichten toleriert, nicht sein könne, stand auf und ging. Wenig später sagte mein Bruder, man sei bereit, mich wieder in den Kreis aufzunehmen. Dabei war ich es doch, der ging. Bin ich zu eingebildet, arrogant oder einfach im Unrecht?
A. B.

Lieber Herr B.

Oder einfach nur im Recht? Schon die Chuzpe, Sie gnädig wieder aufnehmen zu wollen, obwohl Sie doch Ihrerseits unter Protest den Austritt gegeben haben, zeugt von einer tüchtigen Realitätsverleugnung. Und setzt sich offenbar in den Inhalten der Diskussion fort. Vor Jahrzehnten kannte man diese Art des politischen Durchblicks der dritten Art von kommunistischen, stalinistischen und maoistischen Gruppierungen. Mit der Rede von der Lügenpresse bei Pegida, AfD oder den stets sehr meinungsoriginellen Ausbrüchen Christoph Blochers ist das politische Sektierertum im Bürgertum heimisch geworden. Dabei kommt es zu argumentativen Pirouetten geradezu grotesken Ausmasses: Aus Rechtsnationalisten werden verfolgte Juden, das Volk wird von der Elite totgeschwiegen, Putin erlöst uns vom IS etc. Manchmal denke ich, es kann nur noch eine Frage der Zeit sein, bis endlich auch Kim Jong-un rehabilitiert wird.

Der Witz bei solchen Diskussionen ist, dass die Putin-Verteidiger keineswegs uninformiert sind. Im Gegenteil: Sie verfügen oft über ein geradezu erschlagendes Mass an Detailinformationen über Personen und Zusammenhänge. Eigentlich müsste man sich geschlagen geben und anerkennen, dass Putin wirklich toll, Russland das Reich der Freiheit ist und Merkel weg muss.

Peter Schneider

Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Psychologie des Alltagslebens.



Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

Das Problem ist freilich, dass man partout das Gefühl nicht loswird, dass da etwas nicht stimmt. Es ist wie beim pensionierten Physiklehrer, der einem beweisen kann, dass das Perpetuum mobile sehr wohl existiert und das Patent dazu von der Automobilindustrie unter Verschluss gehalten wird. Man weiss mit seiner übrig gebliebenen physikalischen Achtelbildung gar nicht, was man gegen diese Beweisführung einwenden soll. Und doch sagt einem eine innere Stimme, dass der Mann schlicht einen an der Waffel haben muss.

Nachrichten

Kulturpolitik

Tonhalle, wohin? Podium vor der Abstimmung

Vor der Abstimmung über die Tonhalle-Sanierung vom 5. Juni wird in einer Podiumsdiskussion nach der Zukunft des Zürcher Konzerthauses gefragt. Es diskutieren Tonhalle-Intendantin Ilona Schmiel, Tonhalle-Präsident Martin Volenwyder, Musiker und Künstler Dieter Meier und SVP-Kantonsrat Roger Liebi (Tonhalle, heute Mittwoch, 19 Uhr). (TA)

Musik

15 Kandidaten für den Schweizer Grand Prix Musik

Zum dritten Mal vergibt das Bundesamt für Kultur am 15. September den mit 100 000 Franken dotierten Grand Prix Musik. Nominiert sind unter anderen die Sängerin Sophie Hunger, der Jazzpianist Colin Vallon, die Jodlerin Nadja Räss, der Dirigent Philippe Jordan und der Komponist Alfred Zimmerlin. Bisherige Preisträger waren der Komponist Heinz Holliger und Franz Treichler von den Young Gods. (TA)